Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 36

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645944

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
8. September
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Vater- und Mutterliebe.

Von Helene Diesener.

Mein rosiges, lockiges Töchterlein,
Bist Wonne mir und Sonnenschein.
Dein zierlicher Schritt und dein Schelmenkinn,
Dein klarer Blick, dein heitrer Sinn,
Dein herziges Lachen, dein Händchen glatt,
Ich seh und hör mich gar nicht satt.
Und küss' ich den taufrischen kleinen Mund,
Bin glücklich ich aus Herzensgrund.
Wie hab ich den Liebreiz, der dich umgibt,
Wie lange an deiner Mutter geliebt!

Du strammer Bube, mein ganzer Stolz,
Von Gott gefügt aus festem Holz.
Treuherziger Sinn, das Auge klar,
Just wie es stets beim Vater war.
Wie glücklich bin ich, daß jung du lernst:
Die Arbeit fordert heiligen Ernst.
Und daß ich ruhig und voll Vertraun
Kann auf dein kindlich Wort schon baun.
Mein Sohn, wie macht es mich stolz und reich,
Daß du deinem Vater so gleich!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 36

Johannes ängstigte sich und quälte sich, einen Weg zu finden, der Rahel aus diesem Versinken retten könnte. Er sah keinen, denn was er für sie tun konnte, hatte er getan. In dieser Not griff er zu dem verkehrtesten Mittel. Er holte seine frühere Weise, sie zu belehren, zu erziehen, hervor, in der Hoffnung, sie so gelehrig und willig zu finden wie damals, als er ihr seelischer Leiter war und ihre Verehrung genossen hatte. Aber Rahel wollte sich nicht mehr schulmeistern lassen, auch wenn es in der zartesten Weise geschah. Dazu war sie zu bewußt geworden. Sie wurde daher empfindlich, oft gereizt, und verbat sich jede Belehrung. Was sie zu tun habe, wisse sie, und was sie nicht zu lernen imstande sei, vermöge auch er sie nicht zu lehren, und sie sei seine Frau, nicht sein Kind.

Johannes kehrte augenblicklich um. Er, der alle seine Gefühle, sein Denken, sein ganzes Sein einem einzigen Menschen anvertraut, war wie ein Sklave in ihrer Hand, und zitterte, daß diese Hand ihn fallen lassen könnte. Rahel fuhr fort, lieb und freundlich zu Johannes zu sein, suchte ihn seine Blindheit vergessen zu machen, musizierte für ihn, las ihm vor, führte ihn, wohin es ihn verlangte zu gehen, aber nie, nicht ein einziges Mal riß ein warmes Gefühl sie zu einer spontanen Liebesbezeugung, zu weicher Zärtlichkeit hin. In jedem Kuß, in jeder Umarmung suchte Johannes und erhoffte er dieses heiße Sichvergessenkönnen bei ihr zu erleben. Die lange Reihe leiser, kaum eingestandener, schmerzlicher Enttäuschungen bildete eine Kette, die ihn nur enger, unzerreißbarer an Rahel band. Er suchte sich die Last zu erleichtern, indem er sich sagte, daß es so wohl aller Frauen Art sei, und hielt das Uebermaß von Liebe, das unaufhörlich in ihm schäumte, zurück. So lebten sie nebeneinander, er, reich in seiner Liebe, aber ängstlich, zu verlieren, was er nicht entbehren konnte, Rahel suchend, und ihrer alten Sehnsucht wieder verfallen.

— — — — — — — — — — —

Sidney war gekommen.

Er und Rahel saßen sich in dem kleinen Erker des Efeuzimmers gegenüber.

„Endlich", sagte Sidney.

„Gerade zur rechten Zeit", lächelte Rahel und streckte dem Jugendfreund die Hand entgegen. Am Bahnhof hatten sie sich kaum begrüßt, flüchtig sich betrachtet, um das erste Wiedersehen nach so langer Zeit nicht oberflächlich zu gestalten. Sie sprachen auch wenig auf dem kurzen Weg zum weißen Haus. Johannes stand unter der Haustüre, und sein ausdrucksvolles Gesicht schien die spärlichen Sonnenstrahlen aufzufangen, die in der Luft flimmerten und aus wild jagenden Wolken fielen. Herzlich, und doch etwas befangen, schüttelte er Sidneys Hand. Er kam sich ein wenig wie ein Räuber vor, der sein Gut in aller Stille beiseite gebracht, während der andere sich von ferne dagegen gewehrt hatte. Es tröstete ihn, daß sich Sidney damals bald in den Ge-

danken ergeben hatte, sich Rahel als des Blinden Frau zu denken, und daß des Freundes Briefe warm und aufrichtig zu ihm gesprochen. Sie sparten sich alle drei die Eingangsredensarten, und fanden sich, nachdem Sidney auf seinem Zimmer gewesen, am Teetisch wieder.

Nachdenklich folgten Sidneys Augen Rahel, die ab und zu durch das Zimmer ging und deren Gang stets wieder an Wellen, an das Wogen des Kornfeldes oder an den Flug sich wiegender Vögel erinnerte. War das noch Rahel? War das wirklich Rahel? Blitzschnell tauchte neben ihrem Gesicht Ilses Köpfchen auf, und er wandte sich mit einer hastigen Bewegung, um dem Bild zu entgehen. Vergleiche wollten sich aufdrängen, doch wehrte er ihnen. Da gab es keinen Vergleich. Rahel war ein Mensch für sich. Jetzt erst schön geworden. Das ganze Gesicht durchleuchtet von Ernst, aber auch von der Freude, Sidney wieder zu sehen, schimmernd verklärt.

„Will niemand reden?" fragte Johannes, der am Fenster in seinem Lehnstuhl saß. „Beinahe erschüttert mich dies Wiedersehen. Ein Leben liegt dazwischen, scheint mir. Ich finde die Worte nicht, die ich sagen möchte, und andere mag ich nicht sagen. Rahel, wie sieht er aus?" Rahel lachte.

„Wie früher. Nein, natürlich nicht. Nur braun wie früher, blauäugig und blond. Er sieht aus als sei er sein älterer Bruder, der von einer Weltreise zurückgekommen ist. Die Stirne redet und der Mund schweigt." Wieder sprach niemand.

„Und wie sieht Rahel aus", fuhr Johannes fort, als treibe ihn ein Dämon.

„Rahel? Das Schicksal ist dir viel schuldig, daß du eine solche Frage stellen mußt, Johannes", wich Sidney aus. „Ich werde sie malen."

„Nicht für mich", sagte leise Johannes.

„Vielleicht doch, denn dann kann ich sie dir beschreiben, jetzt nicht." Rahel fragte nach irgendeinem Ereignis, das sich in ihrem gemeinsamen Bekanntenkreis zugetragen, und das Gespräch kam auf andere Bahnen. Gegen Abend bat Sidney Rahel, mit ihm durch das Dorf zu gehen, er wolle sich das Winzerhäuschen besehen, das Tante Adeline samt den dazugehörigen Weinbergen ihm vermacht, um ungestört dort malen zu können. Sidney fand diesen Gedanken anregend und liebevoll, und er und Rahel wunderten sich, daß die kühle Frau, der die Kunst ein unnötiger Zeitvertreib gewesen, gerade daran gedacht hatte.

„Ich verstehe, wie sie darauf gekommen", sagte der Blinde, wollte sich aber nicht äußern. Er hatte seinerzeit aus Rahels Reden bewegten Herzens erkannt, wie es um die stolze Frau gestanden und sich mitfühlend um sie gesorgt. Um so besser, wenn die beiden jungen Menschen in ihr nur die Verwandte, niemals die Liebende gesehen.

Rahel forderte Johannes auf, sie zu begleiten, doch lehnte er es ab. Er tat es mit freundlichen Worten, als verstehe es sich von selbst, daß er zurück blieb. Als sie aber gegangen waren, und das fröhliche, lebendige Reden schwieg, lag doch eine schwermütige, wenigstens bedrückende Einsamkeit über ihm. Es war das erstemal, daß er wirklich teilen mußte, daß er beiseite zu stehen hatte, und so ernstlich er auch mit sich selbst sprach, so philosophisch und überlegen er sich selbst behandelte, leicht fiel es ihm nicht. Doch war er, als sie wieder kamen, so weit, daß er sich selbst auszulachen vermochte.

Sidney saß mit Behagen auf der weißen Gartenmauer, die den Rebberg von der Straße trennte, und sah hinunter auf den Wald zackiger Blätter, die schützend über den blauen und weißen Trauben hingen. Das Häuschen, das er einstweilen von außen betrachtete, war ursprünglich nicht nur als Winzerhäuschen gedacht, sondern als Gartensaal, als Versammlungsort einer fröhlichen Gesellschaft, die beim Traubenlesen da trinken und tanzen sollte. Eine kleine Küche war da, ein schmaler Streifen, der wohl als Schlafzimmerchen dienen konnte, und auch ein guter Keller fehlte nicht. Sidney begeisterte sich sehr und beschloß, seine sämtlichen Gerätschaften in das Häuschen bringen zu lassen, überzeugt, daß allein der Blick aus dem Fenster auf Schneeberge und See, und auf den sonnigen, duftenden Hang, ihm Lust zum Malen machen würde. Es geschah, wie er es sich gewünscht, und wenige Tage nachher begann er Rahels Bild zu malen.

Johannes freute sich des Freundes, dessen Stimme von überall her zu ihm drang, und der ihn mit seinem kraftvollen Arm leicht und sicher auf Wegen führte, die Rahel sich nicht zu betreten getraut hatte. Im Schiff fuhr Sidney den Blinden, oft in dem kleinen Wagen, der selten gebraucht wurde, er munterte ihn zu längeren Spaziergängen auf, und erzählte in farbensprühenden Bildern von seinem Leben in Rom. Von seiner Ehe sprach er nicht, nannte auch den Namen Ilses nicht, und seine Zuhörer vermieden es, nur von ferne an diesen Teil von Sidneys Leben zu rühren.

Es war, als wehe ein frischer, treibender Wind in dem weißen Haus. Viel wurde von Kunst gesprochen, die Johannes verschlossen war, und für ihn eigentlich gar nicht existierte. Viel auch von Schönheit und Anmut, von Rasse und Stimmung — es waren alles leere Worte für Johannes. Die lange Nacht, in der er lebte, hatte die schwachen Erinnerungen seiner ersten Jugend ausgelöscht, um so mehr, als die Welt damals nur seinen Augen, nicht seinem Sinn geleuchtet hatte. Freundlich suchte er sich immer und immer wieder in das Gespräch zu teilen, versuchte in seiner klugen Art seine Meinung der der andern entgegenzusetzen oder anzupassen, aber oft mußte er dennoch seine Fähnlein einziehen und sich damit begnügen, als Zuhörer Gewinn aus diesen lebhaften Gesprächen zu ziehen.

„Ich weiß nicht, Rahel, ob ich dich überhaupt wieder erkannt hätte, wäre ich dir begegnet", sagte Sidney eines Tages, als er vor seinem Bild saß. „Natürlich ist das zu viel gesagt, aber der Ausdruck deines Gesichtes ist ein so anderer, daß ich nicht weiß, wem ich ihn zuschreiben soll. Ich meine nicht, du seiest schöner geworden. Und doch bist du unendlich schöner geworden, deine Stirne ist so klar und dein Mund so fein in der Linie. Und die Augen sind keine Kinderaugen mehr, die nichts von Welt und Menschen wissen. Das ist es. Nein, schöner bist du gar nicht geworden, aber man traut dir zu, daß du ein wertvoller Mensch werden kannst."

„Bin ich denn noch keiner", fragte Rahel ernsthaft.

„Du hast dich in vielem frei gemacht und viel erreicht. Aber den Schmerz kennst du noch nicht."

„Kennst du ihn?" fragte Rahel.

„Nein", sagte Sidney schroff. „Was Ilse mir zu leide getan, berührte nicht mein Innerstes. Das ging mein Selbstgefühl an, meinetwegen meinen Stolz, schüttelte an meinem Vertrauen zu den Menschen, aber nicht sehr. Bis zum Schmerz drang nichts." Es fiel Rahel ein, daß sie einst gelitten hatte um Sidneys willen. Doch schien ihr jenes Gefühl, das sie damals stark empfunden, unter dem Eindruck von Sidneys Worten zu verblassen.

„Kinder wissen von Schmerz nichts", fuhr Sidney fort, als lese er ihre Gedanken. „Da lachen sogar die Tränen." Er schwieg und begann zu malen. Lauter Licht, lauter Helligkeit. Kaum hob sich Rahels Kopf und Körper von dem lichten Fensterhintergrund ab. Sie begriff das Neue nicht, das ihr da entgegentrat.

„Ich habe doch so schwarze Haare", sagte sie. „Die sieht man ja gar nicht." „Aber für mich strahlen sie", gab Sidney zurück, „wie sollte ich sie da schwarz malen können? Es liegt ja lauter Licht über ihnen."

„Schwarz ist aber doch schwarz", fuhr Rahel fort. Da begann Sidney zu reden und zu erklären, und sie wurde kleinlaut, und verstand nach und nach was er meinte. Eines Tages sagte sie: „Sidney, ich weiß jetzt ganz gut, warum du so malst. Du willst nicht das spiegeln, was du siehst, sondern das, wie du es siehst, wie es sich durch dein Eigenes verwandelt hat."

„Ja", sagte Sidney. „Gerade das will ich. Oh du kluge Rahel, daß du das schon begriffen hast." Er malte Rahels Bild nicht fertig, sondern begann ein anderes, lebensgroß, den goldenen Reifen im Haar, und im weißen Kleid. Sie sah aus wie eine Griechin, den Kopf in die Hand gestützt. Die Technik war einfach, großzügig, zufrieden war er nicht damit.

Sie sprachen zu Johannes von dem Bilde. Er konnte sich eines heftigen Schmerzes nicht erwehren. „Verzeiht, aber ich kann mich nicht darüber freuen. Es ist hart, daß du sie malen kannst, und ich sie nie gesehen habe. Erst jetzt werde ich mir so recht bewußt, was das sagen will."

„Rahel ist deine Frau. Sollte das nicht sehr viel mehr sein, als sie zu malen", fragte Sidney. Johannes schaute auf. „Es klingt, als ob du recht hättest..." Sie schwiegen alle drei.

„Spielst du eigentlich nicht mehr", fragte endlich Sidney Rahel. „Doch", sagte Rahel. „Manchmal."

„Gerne?" — „Ach, mehr Johannes zuliebe. Ich bin zuviel damit gequält worden. Jedesmal, wenn ich den Deckel öffne, muß ich mich zuerst überwinden, die Tasten zu berühren."

„Und schreibst du? Du hast mir einst eine so reizende, sonnenheiße Waldgeschichte gelesen."

„Nein", sagte Rahel wiederum, und plötzlich hatte sie Tränen in den Augen.

„Warum?", fragte Sidney leise. Sie schüttelte den Kopf, und die glitzernden Tränen fielen ihr über die schmalen Wangen.

„Du hast ‚Warum' gefragt, Sidney", sagte Johannes. „Wem galt es?"

„Rahel. Sie weint." Johannes wurde dunkelrot, doch fragte er nicht weiter. Er fühlte sich wie aus einer Gemeinschaft ausgestoßen. Er hatte sich eins gefühlt mit Rahel. Nun weinte sie, und er sah es nicht. Ein anderer sah es. Es schien ihm in dem Zimmer eine bedrückende Luft zu herrschen, trotzdem man die Fenster öfters geöffnet hatte, und es draußen flimmerte von Sternen. Er wollte irgend etwas Gleichgültiges sagen, doch fiel ihm nichts ein.

Sidney begann von einer römischen Nacht zu erzählen, die er mit zwei Malern im Freien zugebracht, und die ihm unvergeßlich geblieben. Er fand da die Erkenntnis eines Zusammenhanges zwischen der Schöpfung, dem Geschöpfe und Gott, die wie eine plötzliche Erleuchtung über ihn gekommen sei. Gewußt habe er das vorher schon, gefühlt aber nie, und erst in jener Nacht sei ihm sein Glaube lebendig geworden. In dieser Nacht habe er es aufgegeben, unstet nach einer Vollendung in seiner Kunst zu suchen, denn es sei ihm bewußt geworden, daß er diese Vollendung nur dadurch erreichen könne, indem er selbst als Mensch diesem Ziel näher komme. Daß es da mehr brauche als zu malen, habe er gleichfalls erkannt. Seither begnüge er sich damit, sei Bestes zu geben und geduldig zu bleiben. Und demütig abzuwarten, ob ihm beschieden sein werde, Höchstes zu leisten. Er schwieg.

„Sidney, ich beneide dich sehr", sagte Johannes, „und ich kann sagen, daß es trotz meiner Blindheit das erstemal ist, daß ich einen Menschen beneide."

„Das Warten ist nicht leicht", sagte Sidney, „und meiner ganzen Natur zuwider."

„Trotzdem", rief leise der Blinde, und fügte innerlich hinzu: „Denn du siehst Rahel."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hauswirtschaft an der „Saffa".

Es soll schwer gewesen sein, die Hauswirtschaft, diese aus tausend kleinen Dingen zusammengesetzte Arbeit der Frau, in einer Ausstellung erschöpfend zur Darstellung zu bringen. Aber von diesen Schwierigkeiten merkt heute der Ausstellungsbesucher nichts, denn ein vollkomeneres Bild der Hausfrauentätigkeit konnte man sich kaum wünschen und wäre auch überflüssig. Vom kleinsten Kleinkram bis zur großzügigen modernen, arbeitsparenden Einrichtung der modernen Erwerbsfrau finden wir hier alles zusammengetragen und liebvoll ist Altes und Neues, belehrend Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges einander gegenübergestellt. Die mit allem Raffinement ausgeklügelte Einzimmerwohnung der alleinstehenden Frau, die auf möglichst wenig Quadratmetern alles zum Leben Notwendige enthalten muß, sowohl wie das herrliche Heim der Bündnerin, dieses Bijou voll von zusammengetragenen Schätzen des Bienenfleißes der Frauen, die sorgfältig gedeckte Tafel des vornehmen Hauses, wie der herrlich schlichte Kindergeburtstagstisch, die Wäsche der Frau von einst: schlichte weiße Hemden, Hosen, Unterröcke — und die nach allen Kanten ausgeschmückte Seidenwäsche der Dame der Welt, alles ist hier zusammengetragen und aus allem heraus schält sich das Bild der mannigfachen Tätigkeit und mannigfachen Veranlagung der heutigen Frau.

Wollen Sie einen kurzen Gang mit mir durch diese Halle machen? Beim Eingang begegnen wir sogleich den modernen Kücheneinrichtungen (Modell Dr. Erna Meyer, München). Wir haben sie im letzten Frühjahr in unserem Blatte bereits einer eingehenden Besprechung unterzogen. In Bern werden diese Einrichtungen von den Firmen W. Krebs und Theodor Meyer vertreten. Möchten alle, die ein Häuschen bauen wollen, sich diese äußerst praktischen Schränke, Tische, Stühle, Herde und Beleuchtungen vorher